

# An allen Universitäten zu Hause

An der UZH studieren, dann hinaus in die Welt: Zahlreiche Zürcher Absolventen sind Rufen auf Lehrstühle im Ausland gefolgt. Wir trafen vier von ihnen. Und wir wollten von Zürcher Doktorvätern und -müttern wissen, was eine solche Karriere möglich macht.

Von Sascha Renner

Beobachtung eins: das Paradigma der offenen Tür. Besucht man Doktorväter und Doktormütter, deren Studierende besonders zahlreich in akademische Toppositionen aufgestiegen sind, so fällt auf: Sie sind da, sie haben Zeit, sie haben ein offenes Ohr, und sie sind nahbar. Zum Beispiel Ulrich Hübscher, Professor für Veterinärbiochemie. Seine Bürotür steht stets weit offen – eine kleine, aber effektvolle Geste: Die Schwelle, sich auszutauschen, sinkt. Und Bruno S. Frey, weltweit führender Ökonom auf dem Gebiet der Glücksforschung, empfängt den Besucher nicht unter vier Augen zum Gespräch, sondern im Kreis seiner Dokto-

randen. Sieht man ihn später beim gemeinsamen Mittagessen mit ihnen, fühlt man sich an eine Grossfamilie beim Salongespräch erinnert. Acht ehemalige Schüler Freys sitzen heute auf renommierten Lehrstühlen in der ganzen Welt, darunter an den Universitäten Harvard, Humboldt und Columbia.

## Ran ans Rednerpult

Gewiss, viele einzelne Komponenten entscheiden über eine erfolgreiche internationale Laufbahn – fachliche Kompetenz, Ambition, Netzwerk, Gunst, Glück. Eine Schlüsselrolle spielen aber die Lehrstuhlinhaber. Sie sind es, die ihren Studierenden, Doktoranden und Postdocs in der alles entscheidenden Qualifikationsphase am

nächsten sind – als Förderer und Förderer, die bei wissenschaftlichen Problemen zur Seite stehen; aber auch als persönliche Bezugspersonen, die bei beruflichen Weichenstellungen den Weg weisen. Hinter erfolgreichen Wissenschaftlern, so darf man vermuten, standen einmal starke Mentoren. Welche Rezepte haben sie? Wie führen sie ihren Nachwuchs auf den Königsweg einer internationalen Wissenschaftskarriere?

Sie geben ihren jungen Mitarbeitenden die Chance – Beobachtung zwei –, sich zu profilieren. Der Veterinärbiochemiker Ulrich Hübscher nimmt seine Doktoranden früh an internationale Konferenzen mit. Dort stellen sie sich der Fachwelt mit einem Poster vor, noch besser mit einem Kurzrefe-

rat. «Wie sich jemand an Konferenzen präsentiert, ist entscheidend», sagt Hübscher. Damit meint er nicht nur die fachlichen Kompetenzen, sondern auch überfachliche wie Kommunikationsfähigkeit und Diskussionsbereitschaft. Hübscher trainiert sie mit seinen jungen Mitarbeitenden systematisch. Wöchentlich trifft man sich zum sogenannten Journal Club. Die Teilnehmenden präsentieren und diskutieren aktuelle Forschungsartikel auf Englisch. «Wenn meine Doktoranden hier weggehen, können sie eine Stunde lang frei über ihr Fachgebiet referieren, so Hübscher. «Man muss seine Kompetenzen auch verkaufen können.»

Beobachtung drei: Die Zusammenarbeit ist eng. «Ich halte eine Vielzahl interner



Bild: Frank Brüdert

Vinzenz Hediger hat seine Wunschstelle gefunden – an einem der führenden Institute im deutschen Sprachraum.

«Der Wechsel von der Schweiz nach Deutschland ist die einfachste Arbeitsmigration überhaupt.»

Vinzenz Hediger, Professor an der Universität Bochum

## Im Ruhrgebiet Inspiration und Reibungsfläche gefunden

Eine Dissertation in Philosophie hätte es sein sollen, das Thema stand bereits fest. Doch dann überlegte es sich Vinzenz Hediger anders. Er promovierte in Filmwissenschaft. «Es war letztlich auch eine atmosphärische Entscheidung», sagt er. «Das Fach Philosophie an der Universität Zürich war damals im Umbruch. Derweil verstand es die Filmwissenschaftlerin Christine Noll Brinckmann, an ihrem Seminar ein aufregendes intellektuelles Klima zu schaffen. Unterschiedliche Forscherpersönlichkeiten konnten nebeneinander gedeihen und zur Reife gelangen.» Hediger bezeichnet das Seminar für Filmwissenschaft als ein Reservoir einer eher angelsächsisch geprägten Wissenschaftskultur: Vielfältige, auch gegensätzliche Tendenzen und Interessenlagen seien dort unter einem Dach der wissenschaftlichen Genauigkeit zusammengelassen. Diese Erfahrung prägte Hedigers Verständnis von Wissenschaft entscheidend.

Tatsächlich spricht der Placement Record des Seminars für Filmwissenschaft für

sich: Von dem Dutzend Nachwuchsleuten, die unter Brinckmann promoviert wurden, haben drei im Ausland Professuren angetreten, eine vierte ist auf dem Sprung. Vinzenz Hediger ist einer davon. Er wurde 2004 auf den Lehrstuhl für Theorie und Geschichte bildokumentarischer Formen (C4) an der Ruhr-Universität Bochum berufen. Bochum? Eine Wunschstelle, wie er beteuert. Denn das dortige Institut für Medienwissenschaft sei mit das grösste und produktivste in Deutschland; ein Kolleg, das Inspiration und Reibungsfläche biete und es ihm erlaube, uneingeschränkt seinen wissenschaftlichen Interessen nachzugehen.

## Für Filmtrailer in die USA

Eine Freiheit, die Hediger zu nutzen weiss. Er gilt als origineller Vertreter seines Fachs – seit fünfzehn Jahren erforscht er marginale Formen des Films, von denen andere lieber die Finger lassen: Industriefilme, Schulungsfilme, Wissenschaftsfilme, Tierfilme. Berührungspunkte vor dem Trivialen kennt

Hediger nicht. So weiss er selbst das «Popcornessen als Vervollständigungshandlung der synästhetischen Erfahrung des Films» zu würdigen.

Erste Ausländerfahrung sammelte Vinzenz Hediger während seiner Doktorandenzeit. Sein Forschungsgegenstand, die Geschichte des Filmtrailers, führte ihn in die Vereinigten Staaten – zwangsläufig, wie er sagt: «Die entscheidenden wissenschaftlichen Modelle dafür kommen aus den USA». Von einer international angesehenen Fachvertreterin empfohlen zu sein, war dabei kein Nachteil. Das Beziehungsnetz seiner Doktormutter habe ihm Türen in Übersee geöffnet. Ferner lasse auch die umfassende gymnasiale Bildung die Schweizerinnen und Schweizer im Ausland gut dastehen, vor allem der Sprachkenntnisse wegen: ein Trumpf in der Filmwissenschaft, in der ein Teil der relevanten Literatur nur unübersetzt auf Französisch greifbar ist.

Gab es bei der Eingewöhnung in Bochum Schwierigkeiten? «Überhaupt nicht. Der

Wechsel von der Schweiz nach Deutschland ist die einfachste Arbeitsmigration überhaupt», sagt der 40-Jährige. «Die Deutschen sind den Schweizern viel stärker zugetan als umgekehrt.»

## Ein kompliziertes Leben

Dass sich dennoch nicht viele Schweizer für eine Auslandskarriere entscheiden, liege schlichtweg an den fabelhaften Arbeits- und Anstellungsbedingungen an Schweizer Universitäten. «Für eine Professorenlaufbahn braucht es heute in Deutschland eine klösterliche Besessenheit von der Wissenschaft.» Dass er diesen Weg dennoch gehe, erklärt er mit seiner Liebe zur Forschung und zur denkerischen Freiheit. Dafür nimmt er in Kauf, das Leben mit seinen beiden Kindern und seiner Frau – ebenfalls eine Schweizerin, die nach Postdoc-Jahren in Berlin gerade eine Professur in Amsterdam antritt – minutiös planen zu müssen. «Mein Leben ist ganz schön kompliziert geworden.»

Sascha Renner

Seminare, um mich über alle Projekte auf dem Laufenden zu halten», sagt Andreas Plückthun, Professor für Biochemie. Vor seinem Büro hängt eine Weltkarte voller Stecknadeln – die Universitäten, an denen seine ehemaligen Mitarbeitenden heute tätig sind. Auch Hans Weder, Altrector und Professor für Neutestamentliche Wissenschaft, begleitet seine Doktoranden eng. Er vergleicht seine Rolle mit derjenigen eines Projektmanagers. «Wir machen Arbeitspläne, definieren Milestones, Termine, Arbeitsschritte.» Bruno S. Frey wiederum nimmt sich besonders viel Zeit für das Schreib-Coaching. Die Artikel seiner Mitarbeitenden nimmt er genau unter die Lupe. Mehrfach gehen die Texte hin und her, bis sie einwandfrei sind. «Dabei lernt man am meisten.»

#### Sich frühzeitig vernetzen

Diese intensive Zusammenarbeit wirkt sich in qualitativ hochstehenden Publikationen aus, und diese sind die besten Empfehlungsschreiben. «In der Theologie ist die Dissertation ausschlaggebend», so Weder. «Daran erkennt man sofort, ob jemand für die Wissenschaft geeignet ist.» Die Einschät-

zung eines Kandidaten, sagt Weder, gründe mehr auf qualitativen Urteilen als auf der summarischen Bewertung von Artikeln wie in naturwissenschaftlichen Disziplinen. Auch die Anstrengungen von Andreas Plückthun konzentrieren sich darauf, im engen Austausch mit seinen Doktoranden und Postdocs hervorragende Publikationen zu erarbeiten. «Das Ziel muss es sein, eine wissenschaftliche Arbeit zu schaffen, die auch im Ausland wahrgenommen wird.»

Beobachtung vier: Erfolgreiche Förderer geben dem Nachwuchs Gelegenheit, sich früh zu vernetzen. «Ich strebe eine möglichst grosse Offenheit nach aussen an», erklärt Bruno S. Frey. Zu diesem Zweck organisiert er drei- bis viermal jährlich Seminare und Konferenzen, zu denen er seine ehemaligen Assistierenden einlädt. Diese bringen wiederum ihre jungen Mitarbeitenden nach Zürich mit. «So lernen sich die Leute kennen». Als Beispiel für den Erfolg dieses Modells nennt Frey seine Doktorandin Christina Benesch. Sie wird demnächst eine Postdoc-Stelle in Harvard antreten – am Lehrstuhl von Iris Bohnet, einer ehemaligen Frey-Schülerin. Weil man als junge

Forschende noch keinen Ruf hat, so Frey, soll man sein Netzwerk nutzen, um überhaupt im Ausland wahrgenommen zu werden.

#### Mit originellen Fragen punkten

Nicht unerheblich ist dabei – Beobachtung fünf – der Stall, aus dem man kommt, der Ruf des Instituts und des Lehrstuhls. Ist er gut, hat er den Wert eines Gütesiegels. «Die Wissenschaft funktioniert stark personenorientiert», erläutert Frey. Professorinnen und Professoren spielen daher die Rolle eines Türöffners für ihre Studierenden. Dass sich die richtigen Türen öffnen, ist in der Qualifikationsphase entscheidend. Denn vom Sprung an eine Universität, die im eigenen Fachgebiet zu den führenden zählt, hängt der Erfolg oder Misserfolg der weiteren Laufbahn massgeblich ab. «Ist man einmal an einer unbekanntem Universität, so ist es schwierig, in die Topliga zurückzukehren», sagt Frey. «Einerseits, weil das stimulierende Umfeld und die brillanten Kollegen fehlen, andererseits, weil eine mittelmässige Universität generell weniger Beachtung erfährt.»

Darüber hinaus ist es von Vorteil, wenn die Fachwelt weiss, was sie von den Abgängern

eines bestimmten Lehrstuhls zu erwarten hat. «Niemand rechnet beispielsweise mit einem Mathematik-Ökonomen aus meinen Reihen», sagt Frey, der sich mit der Wahl origineller Forschungsthemen einen Namen gemacht hat. Ungewöhnliche Ideen sind für ihn nicht nur das A und O der Forschung, sie sind auch das A und O der Karriere. Sie geben einem Wissenschaftler ein individuelles Profil.

Eine akademische Laufbahn mit dem Ziel einer Professur bleibt wohl immer in hohem Mass ein Wagnis, wie schon Max Weber 1917 in seinem Vortrag «Wissenschaft als Beruf» feststellte; eine nicht planbare Risikopassage, auch wenn die Universität Zürich und der Schweizerische Nationalfonds viel daran setzen, sie berechenbarer zu machen, etwa mit Förderungsprofessuren und Graduate Schools. Die eigentlichen Steigbügelhalter der kommenden Generation von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern bleiben daher die Professoren und Professorinnen. Die ersten Kritiker und Berater, Förderer und Fürsprecher.

Sascha Renner ist Redaktor des unijournals.

«An der Universität Zürich lernte ich von Anfang an, selbstständig wissenschaftlich zu arbeiten.»

Iris Bohnet, Professorin an der Harvard Kennedy School



Bild: Frank Bröderli

Die Wirtschaftswissenschaftlerin Iris Bohnet schätzt die liberale Atmosphäre in Boston.

## In Zürich eine glanzvolle internationale Karriere gestartet

Iris Bohnet, 43, war schon als Doktorandin in Zürich diszipliniert, zielstrebig und selbstbewusst. Einmal Professorin an einer amerikanischen Elite-Universität zu werden, hätte sie sich aber nicht im Traum vorgestellt. Doch mit dem Essen kam der Appetit: Bei ihrem ersten längeren Aufenthalt an einer renommierten amerikanischen Hochschule, als Visiting Scholar in Berkeley, trat die Möglichkeit einer Karriere in den USA für sie in den Horizont des Möglichen. Erstaunt nahm sie zur Kenntnis, dass sich ihre Mitstudierenden ganz selbstverständlich für Assistenzprofessuren an Elitehochschulen bewarben. Also versuchte sie es selbst. Der Erfolg liess nicht auf sich warten: Mit 32 wurde sie Assistenzprofessorin an der Harvard Kennedy School in Cambridge, Massachusetts, und mit 40 gelang ihr als einer der ersten Frauen innerhalb dieser Elite-Schmiede der Aufstieg zur ordentlichen Professorin.

Den Grundstein für Iris Bohnets internationale Karriere legte ihr Doktorvater Bruno S. Frey an der UZH. «Er liess alle Mitglieder

seiner Forschungsgruppe an seinem weitgesteckten internationalen Netzwerk teilhaben. Er nahm uns mit auf internationale Tagungen, drängte uns dazu, Vorträge zu halten und uns zu exponieren.» Nichts ersetze in der Wissenschaft persönliche Kontakte, sagt Bohnet: «Wenn Sie einer Person an einem Kongress begegnen, bekommen Sie einen stärkeren Bezug zu deren Arbeit, als wenn Sie bloss eine ihrer Publikationen lesen.»

Bohnets wissenschaftliches Spezialgebiet ist die Vertrauensforschung. Als Vertreterin der Verhaltensökonomie verbindet sie psychologische und wirtschaftswissenschaftliche Methoden. Sie erforscht, wie und mit welchen Folgen Vertrauen aufgebaut wird – und dies in unterschiedlichsten Weltregionen und sozialen Kontexten: in amerikanischen Firmen, aber auch im mittleren Osten oder in den Slums von Nairobi.

Der Boom, den die Verhaltensökonomie seit Beginn des Jahrzehnts erlebt, aber auch der Bekanntheitsgrad ihres Mentors waren bei ihrer Karriere hilfreich. Entscheidend

aber waren die eigenen Leistungsausweise. «In Zürich lernte ich von Anfang an, selbstständig wissenschaftlich zu arbeiten – das war für mich ein Wettbewerbsvorteil. Eher ein Nachteil dagegen war, dass es damals an der UZH noch keine strukturierten Doktoratsprogramme gab.»

#### Direkter, härter, kompetitiver

Mit ihrem europäischen Bildungshintergrund ist Bohnet innerhalb der Professoren-schaft an der Harvard Kennedy School die Ausnahme – die Dozierenden entstammen sonst praktisch ausschliesslich amerikanischen Elite-Universitäten. Einen Exotinnenbonus genießt Bohnet jedoch nicht. Sie musste sich anpassen. «Der akademische Diskurs wird in den USA direkter, intensiver, härter und kompetitiver als in der Schweiz geführt: Es kann passieren, dass man bei einem Vortrag schon nach einigen Sätzen durch kritische Zwischenfragen unterbrochen wird – damit musste ich erst umzugehen lernen.»

Dreierlei schätzt Bohnet an Harvard besonders: Die enorme intellektuelle Stimulation, die Sorgfalt, die auf die Lehre verwendet wird, und die stark durch Frauen mitgeprägte akademische Kultur. Die Arbeitspensen sind vergleichsweise hoch an amerikanischen Hochschulen. Doch der Tagesablauf lässt sich flexibel gestalten. Bohnet ist mit einem Anwalt verheiratet und hat zwei Kinder. «In Harvard», lobt sie, «ist man darauf eingestellt, dass die Dozierenden Familie haben und beide Partner berufstätig sind. Kinder gehören hier zum akademischen Alltag, eine organisierte Kinderbetreuung ist eine Selbstverständlichkeit. Ich brauche mich hier für meine Art zu leben nicht zu rechtfertigen, das ist sehr angenehm.»

Überhaupt schätzt Bohnet die liberale Atmosphäre in Boston – und die Lebensqualität. Wird sie in Boston bleiben oder eines Tages nach Zürich zurückkehren? Bohnet will sich nicht festlegen: «Man lernt in Amerika, nicht auf zu lange Sicht zu planen.»

David Werner

## Bewährungsprobe im rauen Wind des globalen Wettbewerbs

Es war im Frühling 2006. Michael Zaugg setzte einen gelben Schutzhelm auf und betrat den imposanten Rohbau des künftigen Herzinstituts, in der westkanadischen Metropole Edmonton. Er schritt durch die sechs leeren Operationssäle und betrachtete ungläubig den 700 Quadratmeter-Indoor-Garten, in dem sich Herzpatienten dereinst unter Bäumen und an künstlichen Wasserfällen von ihren Eingriffen erholen sollten. Heute ist der Hightech-Bau des Mazankowski Alberta Heart Institute der University of Alberta fertiggestellt. Und Michael Zaugg ist der frisch gebackene Direktor für Perioperative Translational Research.

Vor einem Jahr verliess der 46-Jährige die UZH und ihr Spital und übersiedelte nach Kanada. Der Ruf nach Edmonton war für Zaugg in mehrerer Hinsicht beglückend: «In einer von Enthusiasmus geprägten Aufbruchphase neue Strukturen und Teams aufzubauen, ist ein ausserordentliches Privileg.» Die Position ist Zaugg, der als Kliniker erfahren und auch in der Grundlagenforschung tätig ist, wie auf den Leib geschnitten: Er wirkt in Edmonton in der Doppelfunktion eines Direktors am Herzinstitut der University of Alberta und eines Ordentlichen Professors am Department of Anesthesiology and Pain Medicine derselben Universität.

### Netzwerke über Grenzen hinweg

Die grosszügige Ausstattung des Lehrstuhls und die erstklassige Infrastruktur am führenden Herzinstitut Westkanadas überzeugten Zaugg vollends, den Ruf anzunehmen. Seine neuen Kollegen hatte er aufgrund gemeinsamer Projekte bereits in Zürich kennen- und schätzen gelernt – eine Art Testlauf, der Zaugg die Gewissheit gab, in Edmonton ein

produktives Umfeld für seine Arbeit vorzufinden. «Denn als Einzelkämpfer erreicht man nichts.»

Wie aber empfiehlt man sich für eine solche Position? «Man muss innovative Forschung betreiben und durch Preise auffallen.» In Zauggs Fall war es der Frontiers in Anesthesia Research Award 2005, der wichtigste Preis im Fach Anästhesiologie, der seine Forschungsleistung im Bereich des perioperativen Herzschutzes würdigte – und ihn in Edmonton zum Wunschkandidaten machte. Zaugg nennt drei Faktoren, die über internationale Wettbewerbsfähigkeit entscheiden.

Erstens: Hervorragende Infrastrukturen, wie sie die UZH und das Universitätsspital etwa am Functional Genomics Center bieten würden. Zweitens: Mentoren, die einen in jungen Jahren unterstützten, den Weg ebneten und eigenständige Forschung ermöglichten. Drittens: Netzwerke und Kooperationen über Universitätsgrenzen hinweg. «Einzelne Hochschulen erreichen oft nicht die kritische Masse für grosse Projekte.» Zaugg fand sie im gesamtschweizerischen Swiss Cardiovascular Research and Training Network, dessen Zürcher Sektion er kurz vor seiner Berufung auch führte. Und welche Bilanz zieht er nach

einem Jahr in Edmonton? «Es war hart, sich in einer komplett neuen, sehr kompetitiven Umgebung durchzusetzen», so Zaugg. In einem Alter, in dem man gerne etwas bequemer wird, unablässig am Ball zu bleiben, koste Kraft. Die Wirtschaftskrise habe die Stiftungsvermögen dahinschmelzen lassen, was die Akquirierung von Grants schwierig mache. Dennoch bleibt Zaugg zuversichtlich: Die ersten kompetitiven Drittmittel seien gesichert, eine erste klinische Studie mit Herzpatienten sei abgeschlossen. «Beruflich und persönlich erlebe ich den Wechsel in jeder Hinsicht als bereichernd.» *Sascha Renner*



Von Zürich an ein topmodernes Herzinstitut im kanadischen Edmonton: Michael Zaugg, Anästhesiologe.

Bild: Frank Brüdert

## Lust an der Wissenschaft, nicht Karrieredenken als Antrieb



Grössere Gestaltungsfreiräume: Die Philosophin Ursula Renz wechselt von Roskilde nach Klagenfurt.

Bild: Frank Brüdert

Nicht immer führt der Weg ins Ausland an eine international bekannte Destination. Doch das ist auch nicht zwingend. Oft bieten auch kleine Institute gute Entwicklungsmöglichkeiten. Dies zeigt die Erfahrung der 41-jährigen Philosophieprofessorin Ursula Renz. Vor kurzem hatte sie die Qual der Wahl – innerhalb von kurzer Zeit umwarben gleich drei Universitäten die Zürcherin mit einem Ruf. Nach mehreren Stationen im Ausland weiss sie, was für sie zählt: «Erhält man Bedingungen offeriert, unter denen man arbeiten kann?», lautete für Renz die entscheidende Frage. Das heisst etwa: eine gute personelle Ausstattung des Lehrstuhls

und die Möglichkeit, etwas aufzubauen. Es heisst aber auch: berechenbare und stabile Rahmenbedingungen, die eine gewisse Kontinuität gewährleisten. Beides ist an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt der Fall. Renz hat dort Anfang September ihr erstes Ordinariat angetreten. «In Klagenfurt sind wichtige Strukturvereinbarungen bereits erfolgt», sagt sie. Dies im Gegensatz zu Roskilde, wo Renz seit 2008 eine Assoziierte Professur innehatte: Die Roskilde University stecke seit Anfang Jahr mitten in einem Reformprozess, der die Zukunft zahlreicher Fächer und damit auch des an sich attraktiven philosophischen Instituts in Frage stelle. Die

grössere Fakultätsautonomie in Klagenfurt und die Gestaltungsmöglichkeiten an einem im Aufbau begriffenen Institut machten es Renz leicht, nach einem Jahr in Dänemark nach Kärnten zu wechseln.

### Der Weg ist oft vorgezeichnet

Als Herausforderung bezeichnet sie es hingegen, das Privatleben mit einer akademischen Laufbahn in Einklang zu bringen. «Wer sich nicht vorstellen kann, zeitweise an einem anderen Ort als sein Partner zu leben, soll sich überlegen, ob er nicht besser davon absieht.» Man müsse sich fragen, wo die eigene Schmerzgrenze liege. Jenseits

dieser Grenze liegt für Renz eine Anstellung in Übersee. Wieder ein Plus von Klagenfurt: Die Distanz erlaubt es ihr, ihre Partnerschaft in Zürich – wenn auch unter schwierigen Umständen – weiterzuführen.

Besonders auf der Postdoc-Stufe ist der Weg aber oft durch die Fachgrössen und führenden Institute vorgezeichnet. So auch im Fall von Renz: Nach dem Doktorat an der UZH war klar, dass sie an die Yale University und an die École Normale Supérieure nach Lyon musste: die Wirkungsstätten der zwei führenden Spinoza-Interpreten. Dass sie ihr eigenes Geld in Form von Stipendien – dem Kredit für die Nachwuchsförderung des Kantons Zürich – mitbrachte, ermöglichte ihr diese Schritte. «Ohne diese Aufenthalte wäre ich nicht soweit gekommen», resümiert sie. Ihre fachliche Reputation beruhe heute mitunter darauf, dass sie mit beiden Spinoza-Schulen vertraut sei. Auch für ihre zukünftigen Projekte sei es wichtig, dass sie kontinentale und angelsächsische Ansätze der Philosophie miteinander zu verbinden wisse.

Gab es andere Weichenstellungen in ihrer Laufbahn? Renz nennt ihren Doktorvater: «Er hat mich ermutigt, die Habilitation trotz Unwägbarkeiten überhaupt in Angriff zu nehmen». Auch andere Mentoren seien wichtig gewesen. Letztlich sei es aber immer das Interesse an der Philosophie und bestimmten Inhalten gewesen, das sie angespornt habe. Die Freude an der Forschung war es auch, die Renz nach dem Lizentiat wieder zurück an die Universität führte. Zuvor hatte sie, im Anschluss an das Lizentiat, zweieinhalb Jahre lang als Journalistin und Gymnasiallehrerin gearbeitet. «Keine geradlinige Laufbahn», sinniert sie. Und scheint sich etwas zu wundern, dass alles doch so gut gekommen ist. *Sascha Renner*